

Karlsruher Chronik

Karlsruhe ohne Schnaken — Salzlager im Stadtpark — Die Schlagetrauerstellung eröffnet — Die 21. Partie der Schachweltmeisterschaft — Ludwig Thoma im Staatstheater

Schon seit Jahren bestehen für ganz Karlsruhe strenge Vorschriften zur Schnakenbekämpfung. Im ersten Frühjahr, wenn diese Plagegeister noch wärmefreudig im Keller an den Wänden und in den Ritzen haften, gehen ihnen die städtischen Spritzenkonnen mit allerlei Pulververgn zu Leibe. Aber nur ein geringer Teil wird so vernichtet. Milben- und Schneckenplagen entstehen neu in dem wasserreichen Niederungsgelände rings um die Stadt herum. Jetzt ist es bereits Juni, und die ersten Ausflugszeiten für die überwinterten Schnaken und die neue Brut ist vorbei, ohne daß sie sich gezeitigt haben. Daran ist die lange Trockenperiode schuld. Die Hauptbrutstätten am Albrecht, die tiefgelegenen Wiesen von Daxland, der Wildpark, der Hartwald mit seinen vielen Wassergräben sind seit Wochen völlig ausgetrocknet. Das können nun die Schnaken offenbar auch nicht gut vertragen, wir aber in der Stadt haben in dieser Hinsicht nichts zu bedauern, obwohl wir unseren Hartwaldbauern natürlich den Regen von Herzen gönnen würden. Aber leider bleiben Menschenwürden größtenteils unerfüllt, und so hoffen wir weiter auf Regen. Aber die Schnakenplage sind wir einmal, wenigstens vorläufig gefahren, diesen Sommer gründlich los. So hat die Trockenheit für uns doch wenigstens ein Gutes gebracht.

Vor Jahren hat einmal ein Wänscheltrugänger im Stadtpark Mineralquellen in großer Tiefe festgestellt. Die halbe Stadt kam in Bewegung; vom „Dohanna“ bis zum „Arenjige“ gingen die erregten Meinungen über die Wänscheltrugängerei. Dann ist die Sache wieder eingeschlafen, nachdem sie vom Stadtrat abgelehnt war. Nun hat in neuester Zeit wiederum eine Katergängerin mit neuen und besseren Ausrichtungen Mineralquellen festgestellt. Die Stadtverwaltung hat daraufhin das Gutachten eines geologischen Sachverständigen eingeholt. Darnach sind in einer Tiefe von 600 bis 800 Meter Salzlager anzutreffen. Berechnungen über die wirtschaftliche Ausbeute kommen aber zu einer Ablehnung der Bohrungsversuche, da das Steigmeter der Bohrung mit 300 Mark berechnet, das Bohrloch auf 240 000 Mark kommen würde. Dazu kämen dann noch die dauernden Kosten der Förderung. Unter diesen Umständen hat der Stadtrat die Angelegenheit wieder auf sich beruhen lassen. Wir werden also weiterhin in unseren jetzt oben und unten lothbaren Stadtpark unsere Spaziergänge machen. Wir können ja jetzt in lokaler Wandlung den Spruch von den sauren Trauben umbauen und sagen: Wir mögen es gar nicht, das Salz, es ist uns zu schlecht.

An Veranstaltungen hat uns die letzte Woche die Eröffnung der Schlagetrauer-Ausstellung gebracht, die bisher in norddeutschen Städten gezeigt wurde. Die Ausstellung umfaßt über 2000 Einzelstücke aus der Zeitgeschichte von Schlagetrau, beginnend mit der Nachkriegszeit bis 1934. Die Photos, Briefe, Zeitungsausschnitte, Plakate, Fahnen, Abzeichen sind zeitlich geordnet und geben ein zusammenhängendes Bild über die Jahre voll Not, Elend und Schmach, aber gleichzeitig zeigen sie auch die Opferbereitschaft und das Heldentum der deutschen Jugend im Abwehrkampf, der die Geburtsstunde des Dritten Reiches anblitzte. Aus dem Leben Schlagetraus sind die Baltikumkämpfe, der Ruhebruch und sein Tod festgehalten. Von der Empore der Ausstellungshalle herab grüßen die Fahnen der ehemaligen Freikorpscharen, unter denen Schlagetrau für Deutschlands Ehre gekämpft hatte. Sie sind zu Sinnbildern der neuen Jugend geworden: „Für mein Vaterland mein ganzes Herz“.

Da der Chronist kein Kirchenlicht im Schachspiel ist, hat er sich die Ansicht über den Schachweltkampf von andern geholt. Da wird gesagt, daß die 21. Partie, die in Karlsruhe im Hotel Germania am letzten Mittwoch gespielt wurde, die beste Partie für Bogoljubow war, aber wieder wegen großen Zeitmangels zu einem Fehlschlag führte, den der geistig gewandte Aljechin sofort zum Vernichtungsschlag ausbaute. Die Spielart der beiden Meister ist, wie eine Handschrift für den Graphologen, der Schlüssel zu ihrem Charakter. Bogoljubow logisch nach Regeln, überlegend aufbauend, hat infolge der Verdrängung zu starken Zeitverbrauch und kommt dann ermüdet in das schnelle Endspiel; Aljechin in geistig freier Handhabung des Spiels verläßt jede Regel und verläßt durch Überraschungen; er ist lebhaft, scharf geschnitten in seinem Profil, bager; Bogoljubow mäßig, schmer, nur die Augen leben rascher. Für die Schach-Karlsruher ein großes Erlebnis, deren Zuneigung ganz dem Berliner Bogoljubow angewendet war. Herr Ministerialrat Kraft,

„Mutter und Kind“

Es ist ein herrlicher Anblick, wenn sich das schlafende Kind an die Brust der jungen Mutter legt, das Bild der Geborgenheit und des Glücks. Denn Mutter und Kind bedeuten die Zukunft unseres Staates und damit den Sinn all unserer Mühen und Sorgen, Kämpfens und Ringens. Wenn der Wille zum Kind und die Freude am Kind wie ein reinigender, befreiender Frühlingsturm in unser deutsches Volk hineinfährt, die welken Blätter vollends abstreift, dem frischen Leben aber Raum, weiten Raum gibt, dann steht das Verdienst des Führers auf festem Grund, dann spricht die gewaltigste Tatsache im Völkerglauben für die Tiefgründigkeit der Bewegung, dann muß jeder Zweifel verstummen. Gebe Gott in dieser großen Stunde deutscher Geschichte solche Erneuerung, daß „Mutter und Kind“ das große Sinnbild des neuen Deutschland werde.

Doch nun ein anderes Bild: vor 25 Jahren waren wir Studenten eingeladen zu einem Professor, einem berühmten Chirurgen und Leiter einer großen Privatklinik in Charlottenburg; er wohnte in der Handwerkerstraße als Junggesehe mit seiner Schwester zusammen. Aber das Köstliche war: das alte Mütterlein der beiden lebte noch und sah ganz munter und lebhaft am Ehrenplatz oben an der Tafel. Der Professor kam etwas später, weil er noch zu tun gehabt hatte; und es wird jedem unvergänglich bleiben, mit welcher Liebe und welchem Respekt der Mann im grauen Haar die geliebte Mutter begrüßte als „Ihr Bub“. Das ist doch noch schöner als das liebliche Bild, mit dem wir begannen. Warum? Weil wir bei der jungen Mutter nur wissen, daß sie jung ist und ein Kind hat; das alte Mütterlein dagegen, deren erwachsener und selbständiger Sohn eine solche Anhänglichkeit bewahrt, hat die große Prüfung bestanden. Denn wenn man sagt, es gehöre mehr dazu, Vater zu sein, als Vater zu werden; so gilt daselbe für die Mutter. Ich hörte neulich innerhalb einer Viertelstunde zufällig zwei

Mütter mit ihren Kindern reden, wie man im Vorbeigehen eben etwas voruntut. Die eine: „Ach, mach mich doch nicht so unerbötig; du weißt doch, daß ich dir jetzt keine Orange hervorzaubern kann.“ Die andere: „Komm, Mädel, drhoim kriagst Milch“. Weibemal köcint der kleine Herr Sohn ähuliche Wünsche gehabt zu haben; aber wie verschieden reagierten die Mütter! Gereizter Egoismus spricht aus den Worten der Einen, weshalb auch der Bub betroffen schwieg; wieder war eine Faser abgerissen, die sein Herz mit dem der Mutter verbunden hatte. Wenn das noch oft sich wiederholt, muß eine große Entfremdung stattfinden, die dann in schweren Stunden sich aufs schmerzlichste offenbart. Die andere Mutter weiß, wie man mit einem wilden, durstigen, hungrigen und deshalb etwas verdrossenen Erdenbürgerlein spricht; er findet sich schon wieder zurecht, wenn sein schwaches Kinderergesselein an der starken Tatkraft der Mutter vorübergehend einen Halt findet; und er wird fröhlich, wenn er hört, daß die Mutter über derlei keine Unannehmlichkeiten des Lebens mit mutigem Humor hinwegschreitet.

Was fragten da die Briefe von Goethes Mutter aus! Wie schmerzlich war es Bismarck, keine solche Mutter gehabt zu haben! Wie dankbar schaut Adolf Hitler zum Bilde seiner Mutter auf! Wie lebte Hans Thoma in trauerlicher Seelengemeinschaft mit der treuesten Begleiterin seines Lebens und Schaffens! Da verließen wir es dann auch, daß die Erzählungen der Bibel, die uneren Herrn und Heiland schildern, wie er zu seiner Mutter stand, so besonders viel Aufmerksamkeit und Liebe gefunden haben, in das eine Konfession des Christentums die „Mutter Gottes“ fast in den Mittelpunkt ihrer Anbetung stellt.

Mutter und Kind, Freude und Glück, Leben und Zukunft, Bitte und Erhörnung! Unser Gott der Herr das deutsche Haus und unter ganzes Volk und lasse das Werk des Führers auch hierin gelingen! R. S.

als Vorsitzender des Bad. Schachvereins, begrüßte die zwei Schachmeister.

Mit dem Namen Zimplyzismus ist der Name Ludwig Thoma verbunden, liegt doch der ganze Schwerpunkt dieser satirischen Zeitschrift in der scharfen Zeichnung seiner bairischen Landschaften. Alle Schwächen sehen, aber dabei gütig verzeihend und verstehend diesen weisheitsreichen und gutmütigen Menschen schlag aufzugeben, ist eine seltene Gabe. Thoma war Blut von ihrem Blut, und darum konnte er seinen Humor über die bayerischen Bauern ausgießen ohne zu verletzen. Und so rollten auch die drei Einakter („Gehämte Schwingen“ — „Die Brautstocher“ — „Die Medaille“) im Bad. Staatstheater unter dem drohenden Gelächter und Weisheitsflatsche des ausverkauften Hauses ab, wie sie schon vor 20 Jahren die Zuschauer zu Lachtränen erregt hatten. Es sind oft unvorhergesehene Worte, derb, gesund, aber gerade darum so erfreulich für uns. Und immer leuchtet unter allem Humor und Satire der Ernst zur Kritik an den bestehenden Verhältnissen durch, sei es das ungleiche Verhältnis von Ehegatten, das im Raffengeschäft und falschen Gergetz umgebende Beamtentum oder die Verkapplerei von reichen Bauerntöchtern. Die Aufführung hatte durch die glänzende Charakterisierung in der Anlage der Rollen durch alte Darsteller eine sorgfältige Vorbereitung erfahren. Der Spielleiter Ulrich von der Trenk und die Hauptdarsteller: Herr, Matthias, Rademacher, Ermath, Kloebe und andere wurden wiederholt vor den Vorhang gerufen. Ein Abend für alle Schwerhörten geeignet, wieder alle alten aufgeschickerten Sorgen zu vergessen und sich gesund zu leben. — Ehb.

Neue bedeutsame Fristverlängerung

Berlin, 2. Juni. Mit Rücksicht auf die Entwicklung des Arbeitsmarktes in den letzten Monaten hat der Reichsarbeitsminister sich im Einvernehmen mit dem Reichsminister der Finanzen damit einverstanden erklärt, daß — ebenso wie die Instandsetzungen und Umbauten von Wohnungen — nunmehr auch die Arbeiten des Arbeitsbeschaffungsprogrammes vom 1. Juni 1933 (erstes Gesetz zur Verminderung der Arbeitslosigkeit), die nach der Durchführungsverordnung vom 28. Juni 1933 möglichst bis zum 1. Juli dieses Jahres vollendet werden sollten, bis zum 31. März 1935 erstreckt werden können. Soweit in besonderen Ausnahmefällen die Frist für die Beendigung der Arbeiten bei der Bewilligung der Darlehen aus diesem Arbeitsbeschaffungsprogramm auf einen noch spä-

teren Zeitpunkt festgesetzt worden ist, behält es hierbei sein Bestehen.

Bei den Arbeitsbeschaffungsmaßnahmen des Sofort-Programms 1933 ist eine allgemeine Verlängerung der Ausführungsfrist nicht möglich, jedoch werden die Präsidenten der Landesarbeitsämter und — soweit die Arbeiten im Wege des freiwilligen Arbeitsdienstes ausgeführt werden — im Bedarfsfall auch bei diesen Arbeiten die Ausführungsfrist bis zum 31. Dezember 1934 verlängert.

Der Kampf um die Weltanschauung

Es ist bezeichnend für die in dieser Zeit in Gang sich befindende Umwertung aller Werte, daß sich auf dem Gebiete der Weltanschauung ein neues Leben und Suchen entwickelt, das insbesondere in der Literatur einen prägnanten Ausdruck findet. Ein Bild in die Neuererscheinungen der letzten Wochen zeigt deutlich dieses Ringen des deutschen Menschen um ein neues und tiefes religiöses Erleben.

Allen voran sei die Volksausgabe der Schriften des Meister Eckehart gestellt, die Eugen Diederichs-Verlag in Jena in der hervorragenden Uebersetzung von G. Böttner herausgebracht hat. Diese Neuauflage ist deshalb so bedeutend, weil gerade in Eckehart zum erstenmal der deutsche Geist der Geistesströmung des Mittelalters entgegentritt und den Kampf mit ihr aufnimmt. Alfred Rosenberg schreibt in seinem „Wuthos“ des 20. Jahrhunderts: „In Meister Eckehart tritt zuerst unbewußt der neue, wiedergeborene germanische Mensch in Erscheinung. Heute scheint es wie ein Dämmern durch das Volk zu gehen, das anzeigt, als sei es reif geworden für den Apokalypse der Deutschen, den heiligen und seligen Meister.“

Ja, in Eckehart tritt der deutsche Seelenmensch vor uns, in seiner ganzen Tiefe und abgeklärten Reife. Es ist ein Gemüß, die meisterlichen Worte von den ewigen Dingen zu lesen, die Eckehart geprägt hat und die uns das innere Rüstzeug geben zu dem Kampf um die Neuformung des religiösen Erlebens.

Beinahe noch köstlicher ist das im selben Verlag in der Deutschen Reihe erscheinende Büchlein „Deutscher Glaube“ von Meister Eckehart. Was hier in wenigen Sätzen über deutsches Glaubensgut gesagt ist, das spricht gerade heute so vernehmlich zu uns, daß wir immer und immer wieder davon berührt werden.

Deutsches Ringen und deutsches Fühlen tritt uns auch in einer anderen Gestalt entgegen, die gerade im vergangenen Jahr im

Mittelpunkt des geistigen Interesses stand: Martin Luther. Rudolf Eitel hat eine Luther-Biographie geschaffen, die wirklich zum schönsten und besten gehört, was über Luther geschrieben wurde. (Paul Reff Verlag, Berlin.) Dieses Buch zeichnet sich einmal durch seine spannende Darstellung aus. Tatsächlich liest sich insbesondere der erste Teil so spannend wie ein Roman. Zum anderen aber wird uns die Gestalt Luthers dadurch nahe gebracht, daß er in diesem Werk sehr häufig selbst zu Worte kommt. Der Ausschnitt aus seinen Schriften ist überaus gut gelungen. So entsteht vor uns das Bild jenes Deutschen, der mitgeholfen hat, das Mittelalter niederzuringen, der aus seiner Zeit heraus geboren wurde und für seine Zeit neue Wege gewiesen hat.

Auf rein theologischem Gebiet bewegt sich das bei Haas und Grabherr, Augsburg, erschienene Werk von Karl Adam: „Jesus Christus“. Hier spricht der Wissenschaftler und der gläubige Katholik. Er zeichnet ein Bild von Christus, an Hand der kritisch betrachteten Evangelien, ohne dabei die Besonderheit dieser Aufgabe auch nur einen Augenblick außer acht zu lassen, die Besonderheit, die eben in der Person des Gottes-Sohnes selbst besteht. Vor dem letzten großen Geheimnis Christus beugt sich auch der Wissenschaftler. Die Quellenkritik ist überaus gründlich und entbehrt jeglicher Effekthaserei und Sensationslust. Zudem ist das Werk so geschrieben, daß auch der Nichttheologe wertvolles Wissen daraus schöpfen kann.

Einen breiten Platz unter den Neuererscheinungen nehmen die Aufsätze und Vorträge ein, die sich über die Frage Religion und Staat, Christentum und Nationalsozialismus u.ä. verdreien. Vor allem ist hier die Schrift von Stadtpfarrer Schärer „Protestantismus und Nationalsozialismus“ zu erwähnen, die in der Buchreihe „Christliche Wehrkraft“ bei Paul Müller, Berlin, München (Preis RM. 1.50) erschienen ist. In gedrängter Form wird hier versucht, Nationalsozialismus und Protestantismus einmal gegenseitig abzugrenzen, gleichzeitig aber eine feste Brücke zwischen den beiden heiligen Auftrag des Protestantismus und die heilige Forderung des Nationalsozialismus eindringlich uns vor Augen zu führen. Der Verfasser bekennt sich zu einem rückhaltlosen und von tiefer Ueberzeugung getragenen Ja zu dem Bunde Nationalsozialismus und Protestantismus.

„Die Revolution der Gläubigen“ betitelt sich ein anderes Werk, das sich mit der Frage Kirche oder Staat auseinandersetzt. Es packt die Frage von einer anderen Seite an. Wilhelm Solger, der Verfasser des im Steuben-Verlag, Potsdam, erschienenen Schriftchens, widmet sein Werk den Kameraden von einst, von heute und von morgen. Er appelliert an diese Kameraden, die in den Reihen der nationalsozialistischen Freiheitsbewegung stehend, eine Revolution der Gläubigen durchzuführen haben. So wird eine Verbindung zwischen dem Frontsoldatentum und dem „Reich Gottes“ hergestellt, eine Verbindung, die sicherlich für manchen wie aus dem Herzen gesprochen sein wird.

In einem großen Gegensatz zu den bisher angeführten Werken stehen die Veröffentlichungen von Prof. Bergmann-Weipert, der unter dem Titel „Die deutsche Volkspredigt“ kleine Proschriften herausbringt, die Andachten, Vorträge und Schulungsbriefe zur Deutschreligion enthalten. Bis jetzt sind erschienen: „Das Geistes aus der hohen Seele“, „Deutsch-Gotteslehre“ und „Von der Heiligkeit des Todes“. (Je im Verlag Ferdinand Hirsh, Breslau, erschienen.) Hier wird in erstem Besinne und in tiefer Ueberzeugung von dem gesprochen, was weite Teile unseres Volkes bewegt, es ist die Frage nach der Deutschreligion, der Religion, die der deutschen, der nordischen Art angemessen und würdig ist. Mit einer dichterisch beschwingten Sprache führt uns Prof. Bergmann in dieses Gebiet ein, wobei als angenehm empfunden wird, daß jede Gehäufigkeit, jede Polemik und jede Kur-Kritik hinter dem behaglichen Ausbaumollen des Verfassers zurücktritt. Jpa.

Programm der Reichs-Verkehrserziehungswochen

- 8. Juni: Unterweisung der Kraftfahrer.
- 9. Juni: Unterweisung der Radfahrer.
- 10. Juni: Unterweisung der Fußgänger.

An diesen drei Tagen werden an die Kraftfahrer, Radfahrer und Fußgänger durch Polizeibehörden Verkehrsmerkmale verteilt.

Vom 11. bis 16. Juni wird die Verkehrserziehung der Allgemeinheit der Straßennutzer durchgeführt.

Während der Verkehrserziehungswochen sollen gebührenpflichtige Verwarnungen nicht erfolgen. Erst ab Sonntag, 17. Juni, sollen bei Verstößen gegen die Verkehrsbestimmungen wieder Strafgebühren erhoben werden.



Ueber die Grenze

Aus wahren Erlebnissen zusammengestellte Tatsachenberichte vom deutsch-holländischen Schmuggelwesen

Ort der Handlung: die deutsch-holländische Grenze — Zeit der Handlung: 1928 bis 1931
Von Peter Wilhelm Stoll

Dann wälzte er sich auf Stroh und schrie. Die Lampe erlosch. Es wurde still im Raum. Nur die Uhr tickte ihren gleichen, gewohnten Gang. Eine Welle hörte ich noch ihrem eintönigen Geräusch zu. Dann übermannte mich auch der Schlaf. Sausend sank ich in den Raum ohne Grenzen.

Noch zwei Stunden bis zum Abmarsch. Ganz plötzlich und ganz brutal wachte ich auf. Ein bestiger Schlag hatte mein Schienbein getroffen. Ich riß die Augen auf und sah nichts. Gähnende Dunkelheit herrschte im Raum, merkte aber, daß mein Nachbar wie rasend um sich schlug. Seine Beine hausten dumpf und heftig auf die Planken des Fußbodens. Seiner Gurgel entwichen unartikuliert Angeschreie.

Ich schaute mich zu ihm hin und packte den Rasenden, schüttelte ihn. Mittlerweile waren auch einige andere von dem Rärm aufgewacht. Im Schein der aufbrennenden Petroleumlampe hellten wir fest, daß der dicke Willem von einem epileptischen Anfall, einem Leiden, an dem er schon seit seiner Kindheit litt, betroffen war. Weißer Schaum stand ihm auf den Lippen. — Aber bald hatte er ausgetobt und lag ruhig, aber mit frischem Atem. Die verkrampften Hände lockerten sich wieder. Der Anfall war vorüber.

„Armer Kerl!“ sagte der lange Peter, der über ihn gebeugt, sein stoppeliges Gesicht streichelte, „beruhige dich nur, es wird schon wieder besser werden.“

Dann trat wieder Ruhe ein. Noch im Selbstsinn fuhren mir die Worte durch das Gedächtnis: es wird schon wieder besser werden. Ja, einmal muß es schon wieder anders kommen, auch für uns Gefunde.

Ringsum ertönte lautes, gleichmäßiges Schnarchen. Schwer und dumpf brütete die Nacht im Zimmer. In den alten, wurmstichigen Möbeln knarrte und knirschte es. Pfeifend und polternd heulte der Wind um das Haus.

Troden, wie vom Alter heiser, schlug die Zimmeruhr zwei.

Bereits eine Stunde vor Abmarsch war ich auf den Beinen. Als ich die Lampe anzündete, sah ich, daß Köpplen auch schon wach lag und mit weit aufgerissenen Augen gegen die Decke starrte.

Der ihn hinstehend, sagte ich: „Köpplen, los, aufstehen, es ist gleich vier Uhr.“

Erschrocken, wie auf bösen Gedanken ertappt, fuhr er zusammen.

„Na, denn man rin in den Dreck“, antwortete er, sich von seinem Strohlager erhebend, „so laputt oder so laputt.“

„Nach dir doch nicht so verrückte Illusionen. Es hat doch jetzt bald vier Jahre abgegangen. Du weißt ja, Zeit schneit nicht oben“, erwiderte ich lachend, um ihn aufzumuntern.

„Dass schon. Ist schon gut. Aber mein Gefühl täuscht mich nicht. Ich werde heute ins Gras beißen müssen. Und für diesen Fall hätte ich eine Bitte an dich. Wenns über ist und du bist gut heimgekommen, dann geh zu meiner Frau, grüße sie von mir und sag ihr, was ich getan hätte für sie und die Kinder. Habe ich gerat getan. Gut und sorglich soll sie auf die Kinder sein und die beiden Jungen was ordentliches lernen lassen, vielleicht ein gutes Handwerk. Es ernährt immer noch seinen Mann, nicht wahr? — Und das Sparlassenbuch habe ich hinter dem Kleiderschrank verborgen.“

Dann öffnete er seinen Koff und zog zweihundert Reichsmark in sorgsam geordneten Zwanzigmarschein aus einer stark abgegriffenen Brieftasche.

„Die geh ihr auch und sag, die hätte ich noch für die neue Küche zu Weihnachten gewahrt.“

Bei diesen letzten Worten rannen ihm die Tränen über das Gesicht.

„Also“, sagte er, mir die Hand hinhaltend, versprich es mir. Und wie es auch kommen mag, sag ihr nie, wie es in Wirklichkeit geschah.“

Jedes Wort des Trostes schien mir im Vergleich zu solchen Qualen labenscheinig. Seine Hand ergreifend, sagte ich ihm einfach und schlicht: „Ja.“

Ein Schimmer der Dankbarkeit huschte über seine Lippe, gleich einem Kinde, dem man eine Freude bereitet hat. Aber so waren sie alle. Ein äußerlich rauher und harter Menschenschlag, stark und knorrig wie die Fischen ihrer Heimatwälder, doch mit dem Herzen und Gemüt eines Kindes. Und doch war das menschliche Herz so voller Abgründe und verhängnisvoller Gletscherpalten. Vielleicht ging um dieselbe Stunde ein anderer hin und verriet uns um ein Blutzgeld.

„Los! Aufstehen!“ brüllte Köpplen in den Raum.

Vorbei war aller Bankelmut. Vorbei war die Schwäche.

„Los! Raus!“ wiederholte er seinen Befehl an die Schläfer, als könnte er nun, nachdem er sich selbst überwunden hatte, nicht schnell genug in die Gefahr, vielleicht in den Tod kommen.

Schlaftrunken, gähnend, fluchend und prustend erhoben sich die Gestalten von dem harten Strohlager.

Ein neuer Tag, neuer Kampf begann.

„Köpplen“, schrie der dicke Willem, der sich noch wie gewöhnlich bis zur letzten Minute auf dem Stroh räfelte, „Köpplen, ich mach' heute morgen die Spitze.“

Alle horchten auf. Köpplen, der eben Holz auf das häßlich brennende Herdfeuer legte, ließ die Holzscherte, die er gerade aufgenommen hatte, fallen. Wir haben das drohende Unheil und bahnten ihm gefühlsmäßig eine Gasse.

Mit schweren Schritten, etwas hängenden Schultern, den fixierten Blick auf die Erde gerichtet, in der Willem lag, ging er langsam durch das Zimmer und pflanzte sich breitbeinig, die Hände in den Hosentaschen vergraben, vor ihm auf.

„Wer ist hier ein Feigling?“ brüllte er außer sich vor Wut über die ihm angetane Verleumdung.

„Tret' dich man nich auf'n Schlipps“ knurrte Willem gutmütig. „Ich meine doch man nur so.“

Scheinbar wurde ihm die Situation doch etwas ungemütlich.

„Was meinen, wer meinen!“ schrie Köpplen. Seine Stimme überschlug sich in maßloser Aufregung. „Bin ich ein Wackelknecht, du Rindvieh?“

Köpplen fühlte sich in seiner Ehre tief gekränkt, aber wir wußten, daß er uns heute morgen durch dick und dünn führen würde.

In größter Hast machten wir uns marschbereit. Zehn Minuten später traten wir hinaus ins Freie. Der kalte Nordost war in Westwind umgeschlagen. Koffer, ungemütlicher Herbstnebel schlug uns entgegen.

Bald erreichten wir das Haus des alten Rütterchens, unserer Schutzpatronin. Sie hatte uns kommen hören.

„Gelobt sei Jesus Christus!“ rief ihr dünnes, müdes Stimmchen.

„In alle Ewigkeit!“ antworteten wir im Chor. Dann wurde es uns allen leichter ums Herz. Die Trübsalgeister der vergangenen Stunden schienen gebannt.

Durch dichten Nebel, aber jeden Zoll Boden kennend, strebten wir eilig dem Grenzbach zu, unser aller Hoffnung, vielleicht auch unser aller Verderben.

In der Ferne verhalte das wütende Klaffen eines Hundes. Sonst war alles still und schweigend. Selbst die Natur schien bei diesem schlechten Wetter nicht erwachen zu wollen.

Gespensterhaft glitten und schlühen wir geräuschlos dahin. Der weiche Boden dämpfte unsere Schritte. Nur dann und wann verriet das Brechen des dünnen Holzes oder das Mahlen des Knirschen eines Steines, daß sich überhaupt Menschen vorwärts bewegten. Einzelne Bäume und Sträucher zerrten ihre oft grotesken Umrisse durch den Nebel, tauchten plötzlich in greifbarer Nähe auf, um Sekunden später wieder im Nebel zu versinken.

Ich mußte mir redlich Mühe geben, meinen Vordermann im Auge zu halten.

Wöglich, wie mit einem Schlag, zerriß der Nebel unter der Wucht des beginnenden Tauens. Wir hatten den Grenzbach erreicht und folgten nun keinem Lauf in westlicher Richtung bis zu der von Köpplen gewählten Uebergangsstelle.

Hier wurde der Tauenswall von einem größeren Terrain abgeholzten Bruchlandes abgelöst. In harter Steigung führte dieser Streifen Bruchland etwa fünfhundert Meter bis zu einer dahartigen Kuppe bergan. Der „raube Kat“, einer der wenigen Hügel der holländischen Tiefebene. Wir hatten den Kat wegen seiner übersichtlichen Lage selten zum Grenzübertritt benutzt. Umso mehr wunderte es uns, daß Köpplen hier den Durchbruch versuchen wollte. Gewiß, der Weg zum Ziel war fast um zwei Stunden kürzer als alle anderen, aber —

Vorsichtig krochen wir über den Baumstamm, der als Brücke über den Grenzbach diente. Es war das reinste Akrobatenspiel, über den durch Nebel und Föhnwind glühend gewordenen Stamm zu balancieren, dabei mit einer Last von sechzig bis hiebig Pfund auf dem Rücken.

In der ersten Zeit meiner Schmugglerlaufbahn hatte ich in solchen Fällen nur zu oft unangenehme Bekanntschaft mit dem morastigen Wasser des Grenzbachs gemacht. Auch heute morgen gelang es mir nur mit größter Mühe, das deutsche Ufer zu erreichen.

Es ist etwas Eigentümliches um diese ersten Schritte auf heimatischem Gebiet. Nochten einem noch so vielerlei Gedanken durch den Kopf wirbeln, in den Sekunden des eigentlichen Grenzübertritts setzte das nur dem Schmuggler bekannte Grenzgesetz ein. Und stets kam es im selben Stadium wieder. Angst! — Kaltes, atemberaubendes Angstgefühl. Gleich wieder kroch es durch Glieder und Körper, dabei jeden Nerv bis zum Zerreißen ausspannend. Ich habe Männer, wirkliche Männer, in meiner vierjährigen Schmugglerzeit kennen gelernt, denen die Zähne wie im Frost klapperten, wenn die schwarz-weißen Grenzpfähle erreicht wurden. Diese Leute waren kaltblütig

über den Fallbaum am Holzhaus geseilt, aber die unheimliche, hinter jedem Baum und Strauch lauende Gefahr ließ sie zusammenfallen.

Zum Lauffschritt erreichten wir die Höhe.

Tief unten im Tal blinkten die Lichter des Grenzbahnhofes M. Diesseits des rauhen Kat war der Nebel gänzlich verschwunden. Keine zwanzig Meter vom Bahnhof entfernt, führte eine Betonbrücke über das Bahngleise, rechts und links davon einige Häuser, aus deren Fenstern just Licht aufstrahlte. Es waren Höllewohnungen, eine kleine Siedlung.

Dampf schlug eine Uhr fünf Schläge. Klar und exakt trug der Wind den Schall aus dem Tal zu uns herauf. Wie manches Auge mochte bei den Schlägen der Kirchturms voller Angst und Grauen an der Betonbrücke gehangen haben.

Zeit fast einem Jahr hatten wir diesen Weg nicht mehr benutzt. Und damals, die grauenhafte Nacht war uns noch allen gut im Gedächtnis, hatte es Blut und Geld gekostet. Und heute, wir hätten mit Schiller sagen können: „Durch diese hohle Gasse muß er kommen, es führt kein anderer Weg nach Küsnacht.“

Jeder andere Weg würde bestimmt durch die „Grünen“ abgeperrt sein, denn diese Annahme war bald allen zur Gewissheit geworden. Jedenfalls würde man uns an dieser Stelle zu allererst vermuten. Alle Wege konnte man schließlich nicht absperrern.

Teils auf unser oft bewährtes Glück, teils auf die geländekundige Führung bauend, setzten wir uns, bald rutschend, bald von Strauch zu Strauch springend, den Abhang hinunter in Marsch. Auch die letzte Spur von Nebel war gänzlich verschwunden.

Ein schmaler, silbergrauer Streifen am Horizont zeigte den werdenden Tag an, den 2. Oktober, der so verhängnisvoll für uns werden sollte, ein Tag wie Millionen der Vergangenheit und Millionen der Zukunft. Und doch brachte er in mein junges Leben eine einzige Stunde, die ich nie vergessen werde.

Bis auf hundert Meter hatten wir uns der Betonbrücke genähert. Noch zehn bis zwanzig Fuß tief lag sie unter uns, kahl, öde und verlassen. Oben tot und einsam lag der Bahnhof M. zu unseren Füßen. Nichts deutete auf irgendwelche Feindseligkeiten hin. Im abgeblendeten Licht der elektrischen Vogenlampen leuchteten die blauen Eisenbahnschienen metallisch auf.

„Ich wußt', ich war' drüber“ brummte Manes, des Teufels Suppentopf ist mir schon lieber als diese Betonbrücke.“

Die Spitze kroche. Ein oft bewährtes Experiment sollte vor Ueberquerung der Brücke ausprobiert werden, hatte es uns doch schon vor so mancher Falle bewahrt. Köpplen brachte einen ziemlich schweren Stein ins Rollen, der bald darauf mit dumpfem Getöse den Abhang hinunter polterte. Wir horchten gespannt hin. Krach — Bum — Der Stein schlug mit dumpfem Laut auf die Brücke.

Alle Sinne bis auf das äußerste angespannt, horchten wir. Nichts regte sich. Vereinzelt riefelten Steine und Erde durch die Wucht des Steines losgerissen zu Tal. Dann wieder tiefe Stille. Entweder die Straße war frei, da kein menschlicher Laut auf das Geräusch reagiert hatte, oder es waren ganz abgebrühte Beamte, die vielleicht drüber auf der Lauer lagen.

Also los. Es war und blieb ja doch unsere einzige Chance. Auf dem Bauche kriechend näherten wir uns der Brücke. Wie der Schlund eines Raubtieres gähnten die Schienenstränge aus der Tiefe. Jetzt hatten wir die Brücke erreicht. Ich fühlte die Ralte des Betons durch meinen Körper ziehen. Mit Gruppen von vier Mann, die ganze Breite ausfüllend, krochen wir über die Brücke.

Wöglich, wir hatten kaum die Hälfte hinter uns, da traten einige Leute aus dem Schatten der gegenüberliegenden Beamtenkolonie hervor und strebten auf die Brücke zu. Fest gegen den Boden gedrückt, ohne auch nur ein Glied zu rühren, lagen wir da. Wir wagten kaum zu atmen. Noch konnten wir nicht feststellen, ob es sich um Beamte oder Zivilisten handelte.

Kurz vor dem Brückenkopf machte die mysteriöse Gruppe Halt. Scharf und abgehackt klang eine energische, befehlende Stimme zu uns herüber: „Wenn die Lumpen in einer halben Stunde hier nicht durchkommen, wird man sie bereits an einer anderen Stelle erwischt haben. Also um sechs Uhr dreißig rücken Sie ein, meine Herren. Guten Morgen.“

Gemurmel mehrerer Stimmen. Dann verschwand ein Schatten in entgegengesetzter Richtung.

Was nun? — Jetzt saßen wir in der Finte drin und konnten nicht vorwärts und rückwärts. Jeder Laut, jede Bewegung mußte zum Verderben führen. Ich richtete mich halb auf und bemerkte, daß sich die Beamten am Brückenkopf gelagert hatten. Die Ralte würde ihnen nichts anhaben, waren sie doch ihrem Dienst entsprechend befehle.

Der graue Silberstreifen im Ofen vergrößerte sich zusehends. Schon hoben sich die Köpfe der vor mir liegenden Schmuggler in groben Umrissen gegen das langsam aufstretende Dämmerlicht ab.

Wie lange noch? —

Das Schlimmste unserer Lage war, daß die Beamten jeden Moment über die Brücke patrouillieren konnten. Bei einem solchen Unternehmen mußten sie unweigerlich mit uns zusammenstoßen.

Langsam erharben mir die Glieder vor Kälte. Es konnte kein Zweifel mehr herrschen.

Dieses Mal hatten wir verspielt. Rechts und links gähnte die Tiefe. Im Rücken der „raube Kat“, der eine Flucht fast aussichtslos machte, und fünfzig Meter vor uns der Feind, der Feind in doppelter Gestalt: Der Zoll und der nahende Tag! —

Ein Versuch, meine Hosenträger enger zu knüpfen, mußte ich aufgeben, da das Reiben der Traglast bei meinen Bewegungen auf dem Zementboden der Brücke rauhes Knirschen hervorrief.

In der Ferne piff eine Lokomotive. Der Tag erwachte. Ich hatte die Hände zu Fäusteln geballt unter den Leib geschoben. Die aus dem Zement strömende Kälte zog mir in eisigem Schauer durch Mark und Bein.

Wöglich vernahm ich ein leises Schaben und Schnappen. Aufmerksam horchte ich auf. Das Geräusch wiederholte sich nicht. Ich mochte mich wohl getäuscht haben. Die Nerven waren bis zum Zerreißen angespannt. Mein Herz pochte wie ein Schmiedehammer, als ob es vor lauter Spannung auseinanderbersten wollte. Mit weit aufgerissenen Augen starrte der neben mir liegende lange Peter zum östlichen Horizont: „Noch dreißig bis vierzig Minuten, und dann ist alles vorbei!“ flüsterte er leise.

Selten mögen Menschen in solcher Spannung dem Kampf der Naturgewalten zusehen haben, dem ewig sich wiederholenden Kampf zwischen Tag und Nacht.

In der hoch herrschenden Dunkelheit wirkte das Brückengeländer wie ein Suchtauer, drohend und unheimlich. Unsere einzige Hoffnung war — der Zufall, der Zufall, an den sich die Menschen so gerne klammern, auf den sie dann noch hoffen, wenn der Tod schon seine Arme ausstreckte.

Hilfe — Hilfe — es wurde Tag!

Schon hoben sich die Beamtenhäuser deutlich vom verschwimmenden Nachthimmel ab. In der Ferne röhnte und fauchte ein Güterzug heran. Leise klirrten die Schienenstränge. Ob sie sich freuten auf den neuen Tag — auf neue Arbeit? — Ich hätte sie fast beneiden mögen.

„Weiter sagen!“ flüsterte mir der lange Peter ins Ohr, „im Moment, wenn der Güterzug hier unter der Brücke durchfährt, wollen wir versuchen, das Geräusch auszunützen, möglichst weit zurückzutreten.“ Dankbar schaute ich in seine Augen, die wieder von Feuer und Mut sprühten. Ja, das war unser Führer. Ich hätte ihm die Hand drücken mögen.

Dann zog ich meinen Vordermann an dem Beinen. Er rutschte mir halbwegs entgegen, ich um einiges vor, presste meinen Mund an sein Ohr: „Weiter sagen! — Wenn der Zug vorbeifährt, langsam zurücktreten!“

In der Ferne glühten zwei feurige Punkte auf, die bald größer wurden. Raschend rollte der Zug unter mächtiger Rauchentwicklung heran. Verflucht, es waren nur höchstens zehn bis fünfzehn Wagen.

Jetzt, die Brücke erzitterte, erschütterte, bebte in ihren Grundfesten. Mechanisch schoß ich meinen vor Kälte steif gewordenen Körper rückwärts. Die Lokomotive fauchte unter uns hinweg, dabei die Brücke in ein Rebellmeer tauchend. Auf allen Beinen hastete ich so schnell wie möglich rückwärts. Manes überholte mich um eine halbe Länge. Patsch. — Wir hatten uns wieder auf den Boden geworfen. Überrollte der letzte Wagen unter der Brücke durch.

Mit knapper Not war es uns gelungen, etwa zwanzig Meter zurückzulegen. Zwar hatten wir damit den Abhang fast verdoppelt und den anderen Brückenkopf erreicht, was aber in unserer Lage rein gar nichts bezogen wollte.

Nach dem Lärm des vorbeifahrenden Zuges trat wieder unheimliche Stille ein. Deutlich vernahmen wir schwere Schritte. — Die Umrisse der Beamten bewegten sich. Es war ihnen jedenfalls zu kalt auf dem Boden geworden. In härter werdenden Licht des brandbrechenden Tages bewegten sich die Umrisse, wie im Kreislauf, mit fast mathematischer Genauigkeit — hin und her — hin und her —, dabei die Arme im Takt gegen die Körper schlagend. Ich erinnerte mich dabei an meine eigenen kalten Glieder. Doch blieb es bei dieser Erinnerung. Von Kälte spürte ich nichts mehr.

Ich suchte ich zusammen. Ganz in der Nähe vernahm ich wiederum ein Lechzen und Schnappen. Ich hob den Kopf. Mein Herzschlag drohte auszulösen. Vorne auf der Brücke sauste etwas Herbeiniges in tollen Sprüngen freudig und quer. — Bald wurden die Umrisse schärfer. Ein Hund. — Auch die vordere Gruppe mußte ihn bemerkt haben. Drei, vier Köpfe hoben sich, vier Augenpaare starrten entsetzt auf das herannahende, drohende Unheil. — In tollen, unbedenklichen Sprüngen kam der Hund bald näher, bald entfernte er sich wieder, um im nächsten Augenblick in unmittelbarer Nähe vor uns aufzutreten. Jetzt schien er endgültig unsere Bitterung aufgenommen zu haben. Den Boden beschneppernd kam er ganz nahe an uns heran.

Es ist etwas Komisches um das Häuflein Mensch in solchen Sekunden der Gefahr. — Ob man will oder nicht, man kann nicht vom Fleck.

Dabei waren meine Gedanken, ich weiß es noch mit tödlicher Sicherheit — nicht auf der Brücke — nicht bei meinen Gefährten in graufiger Nähe drohend auf uns gerichteter Uebermündungen —, in Gedanken war ich bei meiner Mutter. Und im Ofen graute ein neuer Tag.

(Fortsetzung folgt.)